

Wer ist denn eigentlich die „Urbevölkerung“ Boliviens?

Bolivien ist ja bekanntlich, wie alle lateinamerikanischen Länder, ein Staat, der das Ergebnis einer gewaltsamen Besetzung (oder „Kolonisierung“) durch eine fremde Macht, in diesem Falle Spanien, ist. Im 16. Jahrhundert wurde das Gebiet, das heute Bolivien ist, von Spanien erobert, besetzt und der Krone unterworfen. Und 1825 schafften es die lokalen Eliten, das Land, das neu den Namen „Bolivien“ tragen sollte, unabhängig zu erklären.

Die Indianergeschichten, die wir alle kennen

Wer kennt sie nicht, die Geschichten von Karl May, Winnetou und Old Shatterhand? Dabei geht es um die so genannten „Rothäute“ oder „Indianer“ Nordamerikas, die es den Abenteurern, Missionaren und Auswanderern aus Europa immer wieder schwer gemacht haben. Die Bezeichnung „Indianer“ geht dabei auf einen historischen Irrtum zurück: Der Seefahrer und „Entdecker“ Amerikas, Christophorus Kolumbus, war bekanntlich auf der Suche nach einem westlichen Seeweg nach Indien und nannte deshalb die Inseln der Karibik „Westindien“ und deren Bewohner „Indianer“. Seither nennt man die Urbevölkerung Süd- und Nordamerikas unterschiedslos „Indianer“.

Allerdings trifft das Klischee des federgeschmückten und leicht bekleideten Indianerhäuptlings der nordamerikanischen Steppen überhaupt nicht auf Südamerika zu. Die „Indianer“ des Andengebiets haben nie Federn getragen und wohl auch nicht mit Pfeil und Bogen gejagt. Es handelte sich vielmehr um Angehörige (wie auch im Falle von Mexiko) hoch stehender Zivilisationen mit einer politischen und wirtschaftlichen Organisation, einer den Verhältnissen ausgezeichnet angepassten Technologie und einer tiefen Religiosität und Philosophie.

Diese „Indianergeschichten“ kennen wir kaum, und noch viel weniger jene, die davon erzählen, was die europäischen Eroberer mit der Urbevölkerung Lateinamerikas getan haben. Man schätzt, dass innert eines Jahrhunderts 60 bis 80 Millionen „Indios“ ausgerottet, von eingeschleppten Krankheiten gefällt wurden oder an Erschöpfung bei den Fronarbeiten („Mita“) in den Silberminen starben. Ein Vergleich zum Holocaust des Zweiten Weltkriegs legt sich durchaus nahe. In einzelnen Ländern wurde die ursprüngliche Bevölkerung praktisch vollständig ausgerottet (zum Beispiel in Uruguay), in anderen so stark dezimiert, dass heute nur mehr verschwindend kleine Minderheiten zu finden sind (Venezuela, Chile, Guayana, Costa Rica usw.).

Auch in Ländern, wo sie noch eine Mehrheit bildet (Bolivien, Ecuador, Guatemala), wurde den Angehörigen der „ursprünglichen Völker“ (so die nicht diskriminierende Bezeichnung der „Indianer“) während über 400 Jahren jegliche Teilhabe am öffentlichen und politischen Leben versagt. Bis 1953 durften sie weder abstimmen noch ein öffentliches Amt bekleiden, und sogar die eigentlich obligatorische Schulbildung blieb ihnen versagt. Die „Cholas“ (Frauen in den typischen Reifröcken) durften in La Paz weder Trams noch Restaurants betreten.

Prozess der Vermischung und Anpassung

Im Verlaufe der fünf Jahrhunderte von äusserer – die europäische Macht – und innerer Beherrschung – die Oberschicht im Land – gelang es aber den „Indios“ trotz den vielen Widerwärtigkeiten, zu überleben und die eigene Kultur, Religion und Sprache zu bewahren. Dies war aber nur möglich aufgrund von Zugeständnissen, einer schleichenden Anpassung oder aber einer gewaltsamen Einverleibung in die kulturellen und religiösen Werte und Praktiken der Eroberungsmächte.

Wenn jemand in seiner Existenz bedroht ist, flüchtet er oder sie in eine Strategie der „Doppelzüngigkeit“: man fügt sich gleichsam den Angreifer, indem man seinen Forderungen äusserlich nachgibt, behält aber innerlich die eigene Identität, Unversehrtheit und die angestammten Werte. Dies geschah auch mit einem grossen Teil der ursprünglichen Völker Lateinamerikas. Das Resultat: eine Kultur der „Vermischung“, der doppelten Identitäten, der zweifachen Existenz.

Genetisch ist das Resultat eine „Mischlingsbevölkerung“, wobei es alle möglichen Abstufungen und Kombinationen gibt. Durch die gewaltsame Versklavung von Millionen von AfrikanerInnen und deren Verschiffung in die Neue Welt kam in vielen Ländern (vor allem in der Karibik und in Brasilien) noch das afrikanische Element dazu. Heute kann man in Lateinamerika Menschen praktisch aller Hauptfarben, von Weiss über Hellbraun, Kaffeebraun bis Schwarz, finden. Die späteren Einwanderungen (vor allem im 19. Jahrhundert) von BürgerInnen vieler europäischer Staaten, von den neuen nationalen Eliten Amerikas bewusst zur „Verbesserung der Rasse“ gefördert, haben diesen Vermischungsprozess noch beschleunigt.

Trotzdem aber gibt es Länder wie Bolivien, wo sich 62% der Bevölkerung als „indigen“, also als „eingeboren“ bezeichnen. Sogar an der Katholischen Universität in La Paz, deren StudentInnen mehrheitlich aus der Mittel- und Oberklasse stammen und europäisch gekleidet sind, identifiziert sich eine übergrosse Mehrheit mit der indigenen Bevölkerung. Wie ist dies zu verstehen?

Statt um „reine Kulturen“ geht es um kulturelle und religiöse Gerechtigkeit

Man schätzt, dass kaum 2% der bolivianischen Bevölkerung „rassisch rein“, also ohne irgendwelche nicht-indigene Anteile sind. Wer sich also als „indigen“ bezeichnet, meint damit nicht „Reinrassigkeit“ oder „kulturelle Reinheit“, sondern eine bewusste Identifizierung mit kulturellen, sozialen und religiösen Werten, die jenen der westlichen Welt (Europa und Nordamerika) nicht unbedingt entsprechen. Damit schlägt man oder frau sich bewusst (oder auch unbewusst) auf die Seite der Verlierer der Geschichte.

Im 16. und 17. Jahrhundert hat man in akademischen Kreisen in allem Ernst über die Frage gestritten, ob denn „die Indios eine Seele hätten“, ob sie also mit Fug und Recht als „Menschen“ bezeichnet werden könnten oder nicht. Dies haben ja bekanntlich die Römer auch schon mit den so genannten „Barbaren“ getan, unter anderen den Helvetiern und

Germanen, unseren Vorfahren. „Barbaren“ sind diejenigen, die einen Bart haben, die also (aus der Sicht der Römer) unzivilisiert, ungepflegt und wild sind.

Nun hatten die Spanier bekanntlich Bärte, die „Indianer“ dagegen rasierte Gesichter. Das Argument wurde also umgedreht: „Barbaren“ oder „Untermenschen“ waren nun all jene, die eine (für die Spanier) unverständliche Sprache redeten, andere Götter verehrten, „komische“ Gebräuche hatten und nicht mal eine Schrift kannten. „Barbaren“ und „Fremde“ sind bekanntlich immer die anderen; dies kennen wir ja zur Genüge in unserer europäischen Gesellschaft.

Seit Januar 2005 hat Bolivien zum ersten Mal in der Geschichte einen „Indio“ (dieser Ausdruck hat immer noch negative Bedeutung, im Sinne von „Hinterwäldler“) als Präsidenten, einen Vertreter der Urbevölkerung, der vor der Ankunft der Europäer auf dem Kontinent lebenden „ursprünglichen Völker“. Dabei geht es zuerst und vor allem um einen Akt historischer Gerechtigkeit. Nach fast fünfhundert Jahren von Unterdrückung, Verneinung, Erniedrigung, Ausrottung und Marginalisierung fühlt sich die „indigene“ Bevölkerungsmehrheit zum ersten Mal ernst genommen, als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft und der Weltgemeinschaft.

Dies gilt auch für die religiöse Dimension. Jahrhunderte lang musste die einheimische Bevölkerung ihre Rituale und Gewohnheiten vor den Missionaren verborgen halten. Für manche gelten sie noch heute als Ausgeburd des Teufels, als Heidentum und Abfall vom Glauben. Als ob in Europa jemand auf die Idee käme, Weihnachten als Götzendienst zu bezeichnen, weil der 25. Dezember das Fest der Göttin Ishtar und später des römischen Kaisers war.

Und die „Indianer“ Europas?

Es liegt natürlich auf der Hand, die Eingangsfrage auch mal umzudrehen und nach der „Urbevölkerung“ der Schweiz, Deutschlands oder der Niederlande zu fragen. Von europäischen „UreinwohnerInnen“ zu sprechen, klingt uns sehr komisch in den Ohren, ist aber eigentlich ganz und gar gerechtfertigt. Gehen wir einmal davon aus, der mächtige Inka-König Pachakuti hätte Europa entdeckt, das er vermutlich „Wiraqochasuyu“ (Reich von Wiracocha) genannt hätte.

Was wäre den „Entdeckern“ wohl aufgefallen? Welche „komischen“ Gebräuche hätten sie beschrieben und zum Besten gegeben? Und vielleicht hätten sie auch daran gezweifelt, ob wir denn „eine Seele hätten“? – Zumindest ist es so, dass die „Indianer“ Südamerikas die spanische Sprache als „Hundesprache“, die eigene dagegen, also das Ketschua, als „Menschensprache“ bezeichnet haben.

Eine verkehrte Welt? Vielleicht auch nicht ganz. Manchmal lohnt es sich, in die Haut der Verlierer der Geschichte zu schlüpfen, weil wir dadurch vieles über uns lernen könnten.